

Gleichzeitig gab es ein relativ unhinterfragtes und fast affirmatives Verhältnis zur deutschen Nation, und das kam natürlich aus der sehr zwiespältigen Bindung an die Bundesrepublik, wo man sagte, die haben eigentlich das bessere Teil erwählt, und wir gehören doch dazu. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß diese Haltungen das Überwintern in langen Zeiten der DDR erlaubten, aber sie waren nach meiner Meinung nicht ganz ausreichend für den Weg in die heutige Bundesrepublik. (Beifall)

Vorsitzender Rainer Eppelmann: Herzlichen Dank, Frau Prof. Hanke. Wir kommen jetzt zum nächsten Programmpunkt unserer Anhörung. Dazu bitte ich das Mitglied der Kommission Sascha Kowalczuk nach vorne, um mit Herrn Dr. Bude, Herrn Dieckmann und Herrn Prof. Pollack ein Gespräch zu führen.

Gesprächsleiter Ilko-Sascha Kowalczuk: Meine Damen und Herren, ich hätte natürlich jetzt Lust, auf die Eingangsworte von Frau Hanke zu reagieren, insbesondere auf ihre Interpretationen und Schlußfolgerungen. Das muß ich mir aber leider hier als Moderator selbst untersagen. Ich möchte gerne für die Runde hier oben, bevor ich an die drei jetzt dazugestoßenen Herren das Wort gebe, Fragen formulieren, die uns nachher in der Diskussionsrunde beschäftigen könnten, Fragen, die mir beim Zuhören des Referats von Frau Hanke kamen. Diese Fragen sind jetzt relativ unsystematisch. Eine Frage wäre: Welche Spielräume für die individuelle eigenständige Gestaltung des Lebenslaufs waren in der DDR vorhanden, welche sind auch tatsächlich genutzt worden? Welches waren in der DDR die hauptsächlichen Sozialisationsinstanzen? Gab es Unterschiede prinzipieller Art zur Bundesrepublik, worin bestanden diese Unterschiede? Inwieweit war das Projekt Bildung eines sozialistischen Menschen in der DDR erfolgreich? Inwiefern sind heute eventuell Folgewirkungen spür- und erlebbar? Gab es überhaupt Möglichkeiten, den geplanten Sozialisationsmustern vollkommen zu entkommen? Welche Sozialisationstypen erwiesen sich nach 1989 als besonders handlungsfähig, welche versagten angesichts der revolutionären Ereignisse und welche zeichneten sich durch restaurative Beharrungstendenzen aus? Und schließlich: Inwiefern existieren noch heute Unterschiede in der Sozialisation in Ost- und in Westdeutschland? Wenn es solche Unterschiede gibt, wie lange werden sie wahrscheinlich noch Bestand haben? Inwiefern sind diese Unterschiede vielleicht auch produktiv?

Ich darf Ihnen jetzt die Teilnehmer unserer Podiumsrunde hier oben vorstellen: Herr Dr. Heinz Bude hat in Tübingen und Berlin Soziologie studiert, war danach an der Freien Universität in Berlin Assistent, war zeitweilig selbständiger Sozialforscher und ist jetzt Mitglied des Instituts für Sozialforschung in Hamburg. Herr Christoph Dieckmann, ganz rechts von mir, ist Theologe, kommt aus der DDR, war Vikar, dann Assistent an der Theologischen Studienabteilung beim Kirchenbund der DDR, ab 1986 Referent für Öffentlichkeitsarbeit beim Missionshaus Berlin, nebenbei freiberuflicher Autor für Kirchenzeitungen und den „Sonntag.“ Er ist 1990 für ein halbes Jahr in die USA gegangen, hat, wenn ich recht informiert bin, darüber auch ein Buch geschrieben, war 1991 Feuilletonredakteur beim „Freitag“ und ist seit dem September

1991 politischer Redakteur bei der Wochenzeitung „Die Zeit“ in deren Berliner Büro. Schließlich noch Herr Prof. Dr. Detlef Pollack: Er hat 1984 an der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig promoviert und sich zehn Jahre später im Fach Soziologie an der Universität in Bielefeld habilitiert, war anschließend Professor für Religions- und Kirchensoziologie an der Universität Leipzig und ist jetzt Professor für Vergleichende Kultursoziologie an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt/Oder. Ich möchte dann vorschlagen, daß wir alphabetisch verfahren, und bitte als ersten Herrn Dr. Heinz Bude, mit seinem Statement zu beginnen.

Dr. Heinz Bude: Frau Hanke, zwei Bemerkungen zum Begriff der Sozialisation: Ich glaube, es ist natürlich falsch, daß individuelle Auffassungen, Überzeugungen das Ergebnis gesellschaftlicher Umstände sind. Die Entwicklungspsychologie und Sozialisationstheorie gehen heute vom Prinzip der Eigenkonstruktivität und der Eigenaktivität aus, und man kann sagen, daß schon die Mutter-Kind-Beziehung nicht als ein Prägeverhältnis zu verstehen ist, sondern als eine Art von Koevolution zwischen Mutter und Kind, sonst versteht man gar nicht so genau, was da vor sich geht. Also ich warne vor dem soziologischen Fehlschluß, daß das Individuum Ausdruck der Gesellschaft ist, das ist zu einfach, glaube ich.

Andererseits ist das Individuum natürlich nicht ohne seine Welt zu denken, das heißt, insofern ist es in gewisser Weise ein Ensemble gesellschaftlicher Verhältnisse, wie man so gern gesagt hat, weil alles, was Sinn und Bedeutung für den einzelnen hat, natürlich auf soziale Beziehungen, intersubjektive Verständigung verweist. Man kann also sagen, daß das individuelle Selbstverständnis mit dem kollektiven Weltbild zusammenhängt. Allerdings ist da nichts festgelegt, denn so wie jeder einzelne sich seine Kombination aus den kollektiven Vorgaben zusammensucht, ist seine Bezugsgruppe ständig mit Umarbeitungen, Retuschen und Revisionen beschäftigt. Das ist normal, wenn Sie so wollen, so ist der Mensch. Dabei sind freilich in bestimmten herausgehobenen Momenten, das ist interessant, sich alle einig. Es gibt offenbar Momente, wo sich die Bezugsgruppe und der einzelne in einer bestimmten Auffassung, einem bestimmten Weltbild einig sind. Diese Momente vergehen aber schnell wieder, dann zerfällt alles wieder in viele kleine Mosaiksteine.

Was den Dialog im vereinten Deutschland betrifft, fallen besonders die Situationen ins Auge, wo sich die vielen verschiedenen Lebenswege und Lebenserfahrungen in Ost- und Westdeutschland auf die Differenz zweier Welten reduzieren. Es gibt deutlich ein relativ stabiles Reservoir kollektiver Vorstellungen, das sozusagen aus dem Stand eine wechselseitige Ethnologisierung von Ostlern und Westlern ermöglicht. Erlebte Wert-, Stil- und Gefühlsdifferenzen werden dann zu einem grundsätzlichen Unterschied von Kulturen hochstilisiert. Der Westler verteidigt typischerweise eine Kultur der Wahl und der Eigenverantwortung, der Ostler eine der Solidarität und der Sozialverantwortung. Dann steht plötzlich wieder das Verständnis des Betriebs als ein vom Privatleben getrennter Reproduktionsort gegen das Verständnis des Betriebs

als umfassender Vergesellschaftungskern. Beide Vorstellungen haben mit der heutigen Wirklichkeit wenig zu tun, halten sich aber als identifikatorische Selbstbilder und projektive Zuschreibungen. Das ist das Interessante.

Ich glaube, wenn man von Ost und West spricht, handelt es sich oft um anlaßbezogene Kommunikationsmuster, die über die Disparität der Lebensverhältnisse und die Pluralität der Lebensformen in West- wie in Ostdeutschland hinwegtäuschen. Daß in Ostdeutschland sich mittlerweile erhebliche Verwerfungen zwischen den Kernbelegschaften der neuen Produktionsstandorte und den verschiedenen Gruppen prekär Beschäftigter auf tun, ist nicht zu übersehen – und zwar genauso wenig wie in Westdeutschland, wo die geschlossene Welt der Bremer Werftarbeiter sich nur noch in tragischer Vergänglichkeits gegenüber dem individualisierten Leistungsbewußtsein Frankfurter Dienstleistungsgruppen behaupten kann. Was Ost- und Westdeutschland nämlich immer mehr einigt, sind Entwicklungen, die mit den neuen Definitionen der industriellen Beziehungen und der sozialstaatlichen Versorgung zusammenhängen. Das ist das, was Ost und West immer mehr einigen wird.

Unterhalb solch trotziger Gesten einer grundsätzlichen kulturellen Differenz zwischen Ost und West werden freilich andere unterschieden und entdeckt, und das ist interessant für die Jetztzeit. In Ostdeutschland ist die Wiederbesinnung auf kulturelle Wurzeln zu beobachten, die die sozialistische Systembedingung überdauert haben. Die föderale Gliederung sucht nach einer Legitimität langer Dauer. Daraus ergibt sich ein bemerkenswerter Effekt: In dem Maße, wie sich die Regionen als Orte des kollektiven Selbstverständnisses behaupten, verschwindet die Welt der DDR. Wenn Sachsen und Mecklenburger in einen Wettkampf um die Vor- und Nachteile ihrer jeweiligen Stammkultur treten – also die Sachsen immer schon als Händlervolk und die Mecklenburger immer als Landvolk –, wenn Region zu einem Identitätsanker wird, dann beginnt das schwierige Spiel von Einheit durch Differenz.

Neben den Regionen scheinen sich Unterscheidungen zwischen alten und neuen sozialmoralischen Milieus in Ostdeutschland zunehmend Geltung zu verschaffen. So macht sich ein gewisses Ressentiment gegen die von den Gesellschaftsplanern der DDR hofierte technisch-wissenschaftliche Intelligenz bemerkbar. Ein neues Milieu von Selbständigen scheint sich gerade im Unterschied zu dieser staatsbezogenen und einst staatsabhängigen Schicht der Intelligenz zu definieren. Also es gibt ein Selbständigenbewußtsein: „Wir sind gerade keine wissenschaftlich-technische Intelligenz, sondern wir sind irgend etwas anderes.“ Daneben ist das Entstehen eines spezifisch ostdeutschen Facharbeitermilieus zu verfolgen. Hier mischen sich meiner Wahrnehmung nach alsozialistisches Brigadebewußtsein mit neukapitalistischer Durchsetzungsbereitschaft, und ein ganz eigenes Milieu bildet die Gruppe der pionierhaften Gesamtdeutschen, die im Prinzip aus zwei Gruppen bestehen: einerseits aus nachrückenden mobilen westdeutschen Akademikern, die im Staats- und Institutionenaufbau Ostdeutschlands ihre Chance erblickten, und andererseits aus unbelasteten ostdeutschen Jungkadern, bei denen persönliches Aufstiegs-

streben und politische Verantwortungsbereitschaft auf eine interessante Weise zusammenkommen. Noch ist nicht zu erkennen, ob sich daraus eine stilbildende Schicht für die neue Bundesrepublik ergeben kann. Aber das ist für mich eine ganz interessante neue Gruppierung von merkwürdigen Gesamtdeutschen, die dabei ist, auch ein eigenes Bewußtsein auszubilden, die weder Ost- noch Westdeutsche sind.

Aufs ganze gesehen entpuppt sich die ostelbische Gemeinschaft Schritt für Schritt als ein vielgestaltiges Arrangement sozialisatorischer Milieus und regionaler Lebensweisen. Damit haben wir heute zu tun, Schritt für Schritt, und die dadurch freigesetzte Kraft der sozialen Unterscheidung, das ist jetzt das Schwierige, wird die Identität der DDR allmählich und unaufhaltsam zerstören. Wenn die Leute anfangen, sich auf andere Bezüge ihres kollektiven Selbstverständnisses zu beziehen, dann wird daraus ein Spiel von Differenzen, wo es auch um Verachtungscoalitionen, auch um vorkulturelle Bevorteilungen geht, und das wird das alte kulturelle Bild der DDR unaufhaltsam zerstören und durch eine neue und andere kulturelle Karte in Ostdeutschland ersetzen. Allerdings, und das ist ein Punkt, über den man sich stets klar sein muß, selbst dann, wenn die alte Identität der DDR mehr und mehr in den Hintergrund rücken wird, wird es immer wieder zu momentanen Ekstasen der Erinnerung kommen, da kann man nichts dran machen. (Beifall)

Gesprächsleiter Ilko-Sascha Kowalczuk: Vielen Dank, Herr Bude. Dann Herr Christoph Dieckmann bitte.

Christoph Dieckmann: Ich möchte Ihnen zwei Erinnerungen erzählen, die ein in der DDR hochbedeutsames und hochsentimentalisch geprägtes Emanziationsmedium betreffen: Rock-Musik. An einem Maimorgen des Jahres 1970 betrat der Direktor der Thomas-Müntzer-Oberschule Sangerhausen erregt die Klasse 8 a und unterbrach den Deutschunterricht. Etwas Unerhörtes sei geschehen, sprach Genosse Rüdiger und atmete tief. Zehn Schüler dieser Klasse hätten die Kontaktaufnahme mit dem Klassenfeind gesucht. Es sei ihnen mißlungen, dank der wachsamen Organe unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates. Die Einzelheiten waren schockierend. Die zehn hatten sich in einem kollektiven Brief an den Kölner Deutschlandfunk, Abteilung „Schlagerderby“, für den Titel „Lola“ von den Kinks ausgesprochen. Eindringlich beschrieb Genosse Rüdiger Tücke und Taktik des Gegners, der sich vorzüglich ins noch ungestählte Herz der Jugend einzuschleichen suche. Die „Lola“-Diversanten, welche der Genosse Rüdiger auch beim Fahnenappell ausstellte, senkten die Häupter, grienten und gelobten Besserung. Die Strafe war milde, drei Nachmittage Arbeit im Schulgarten. Der Lohn war süß: In den Augen der Mädchen waren die „Lola“-Fans fortan die Kinks.

Wenig später löste der Genosse Honecker den Genossen Ulbricht ab. Mit Honecker begann ein verstohlener Halbliberalismus, der musikalische Republikflüchter sozialistisch zu domestizieren gedachte – durchaus nicht ohne Erfolg. Mächtig rockte 1972 beim Schulabschlußball die Band des Klassen-Hippies

Horst. Genosse Rüdiger, der zunächst gedroht hatte, kein Langhaariger werde die Prüfung bestehen, überreichte die Abschluszeugnisse und empfahl mit belegter Stimme: „Erwerben Sie nun zu Marx' Frisur auch sein Wissen.“ (Heiterkeit)

Wir sind mehr Kinder unserer Zeit als Kinder unserer Eltern. Es gab verschiedene DDR-Generationen, und für jede begann die DDR von vorn. Die biographischen Zerstörungen von 1953, 1956, 1961, 1968 waren so wenig erblich wie die des Krieges, und das ist ein Glück. Die DDR von meinesgleichen (Jahrgang 1956) ist nicht mehr ganz martialisch gewesen und noch nicht völlig zynisch. Zynisch ist jeder Staat, der sich auf ein Ethos stützt, das er nicht mehr zeugen kann, nur noch zitieren und plakätieren. Derart heillos wurde uns die DDR erst nach dem Biermann-Rauswurf 1976 und dem folgenden Exitus so vieler guter, gutwilliger Geister. Die SED-Doktrin hat das entlarvenderweise nicht angefochten. „Wir weinen ihnen keine Träne nach“, das ist Honeckers historische Demission.

Der Anspruch des SED-Staats auf *unsere Jugend* blieb Zeit seiner Existenz total und derselbe. Das aber, was dieser Anspruch versprach, lockte keinen mehr ins Blauhemd, obwohl es alle trugen. Die Kulisse stand, der Glaube verschwand. Unaufhaltsam geriet die DDR zur Simulation ihrer selbst. Sämtliche wirksamen Jugend-Images kamen vom *Westen* und bezeugten Staatsferne, Individualität, und spiegelten versagte Welt.

Es ist sonderbar, wie alles Reden vom Untergang der DDR sich auf das Wendejahr '89 und auf den *Fall* der Mauer kapriziert. Und es läßt sich kaum entschuldigen, wie wenig *die Oppositionellen* dagegen unternommen haben, daß heute, in der retro-perspektivischen Verkürzung der westdeutschen Geschichtsschreibung, SED-Staat und DDR-Gesellschaft für dasselbe gelten. Diese Indifferenz fördert Ostalgie. Trotzig ruft es aus der Wagenburg, die DDR sei ganz anders gewesen. – Wie war sie denn? – Na, irgendwie – *normal*.

Natürlich war die DDR normal (wie fast jede Zeit, bis zur nächsten) –, besonders, da sich der DDRler im Alltag vor der Ideologie versteckte. *Heimat* blieb die DDR in jenem Maße, wie man sie als Staat vermied. Privat ging vor Katastrophe. Wie wenig privat das Private war, hat die Stasi bewiesen. Doch auch Täuschungen und Simulationen stiften Wirklichkeit, besonders in Erinnerung. Heute streiten die Erinnerungsideologen, ob die DDR Haut oder Knochen gewesen sei.

Von Generation zu Generation, von einer Jugend zur nächsten begnügte sich die SED-Macht mit immer hohleren Bezeugungen sozialistischen Patriotismus'. Als der FDJ zur emotionalen Indienstnahme der Jugend gar nichts mehr einfiel, setzte sie zum guten Schluß der DDR auf gigantische West-Rock-Konzerte. 160.000 junge Ostler pilgerten am 19. Juli 1988 nach Berlin-Weißensee, um Bruce Springsteen zu hören. Offiziell gehörte dieser Auftritt zum „Rocksommer der FDJ“, und die Bühne hatte man mit Solidaritätsparenen

für das sandinistische Nicaragua garniert. Das Springsteen-Management zeigte sich ob dieser Vergewaltigung entgeistert und erwirkte sofortige Umdekoration.

Das Konzert wurde gigantisch. Nach einer Stunde rollte eine schwere Parteilimousine hinterrücks ins Bühnenareal. Es entstieg der alte Freund der Jugend, Egon Krenz. Leider hatte Genosse Krenz von der Entnikaraguisierung des Konzertes nichts erfahren. Brüderlich verbunden winkte er zur Bühne empor, lächelte solidarisch, machte kehrt – ich drückte ab. Sofort packte mich eine eiserne Hand. Stasi, dachte ich, der Film ist weg. Aber nein: „Ich bin der Genosse von der 'Rude Pravo' aus Prag“, sprach der Greifer, „Ich schreibe Reportage über Springsteen-Konzert. Dafür brauche ich Foto von Genosse Krenz.“

Auch so ging die DDR zugrunde. Die Ideologen haben die DDR genug interpretiert, es kommt aber darauf an, sie zu erzählen. (Beifall)

Gesprächsleiter Ilko-Sascha Kowalczyk: Bevor ich Herrn Pollack das Wort geben möchte, möchte ich meine Kollegen von der Enquete-Kommission ausdrücklich auffordern, sich schon zu Wortbeiträgen anzumelden.

Prof. Dr. Detlef Pollack: Nach dieser eindrücklichen Erzählung jetzt ein Stückchen Interpretation. Ich weiß nicht, ob Sie sich auf diesen Wechsel einstellen wollen. Um das Verhältnis von systemisch geplanter und individuell bestimmter Sozialisation ausloten zu können, ist es meines Erachtens erforderlich, zwischen System und Lebenswelt, oder man könnte auch sagen, zwischen Sozialstruktur und Kultur zu unterscheiden. Genau diese Unterscheidung wurde in der öffentlichen Diskussion in den Jahren unmittelbar nach der Wende nur ungenügend getroffen. In der Zeit nach der Wende überwog eine Argumentation, die vom DDR-System unmittelbar auf die handelnden und erlebenden Individuen schloß: Weil das System undemokratisch verfaßt war, mußte auch die Bevölkerung die Spielregeln der Demokratie nur ungenügend beherrschen. Weil die Wirtschaft ineffizient war und das politische Herrschaftsregime autoritär, unterstellte man auch der Bevölkerung mangelnde Leistungsbereitschaft und obrigkeitliche Orientierung. Diese kurzschlüssige Argumentation hat nicht unwesentlich zu den deutsch-deutschen Mißverständnissen und Verstimmungen beigetragen, deren Folgen wir heute erleben. Einer Befragung aus dem Jahr 1995 zufolge sagen 97 Prozent der Ostdeutschen, daß das Leben in der DDR nur verstehen kann, wer selbst dort gelebt hat. Die Ostdeutschen fühlen sich von ihren westdeutschen „Schwestern und Brüdern“ mißverstanden. Warum? Kein anderer Unterschied ist ihnen so wichtig wie derjenige zwischen dem kommunistischen Staat, von dem sie meistens wenig hielten, und ihrem eigenen Leben. Sie wollten und konnten dieses Leben stärker selbst gestalten, als es einst die mächtigen SED-Funktionäre glaubten und sogar viele Westdeutsche heute glauben. Das sagt die Mehrheit. Drei Viertel der Ostdeutschen bejahten in der bereits erwähnten Umfrage die Aussage: „Ich kann stolz sein auf mein Leben in der DDR, weil

ich das Beste daraus gemacht und mich mit dem Regime nur soweit eingelassen habe, wie es nicht zu vermeiden war.“

Die Behauptung einer Differenz zwischen Staat und persönlicher Lebensführung, oder wie ich vorhin gesagt habe, zwischen Sozialstruktur und Kultur, wie sie hier von den ehemaligen DDR-Bürgern im Jahr 1995 aufgestellt wird, ist im nachhinein gewiß überzogen. Sie dürfte unter anderem verstanden werden auf dem Hintergrund der nach 1989 einsetzenden umfassenden Entwertung des Lebens in der DDR. Daß ihr freilich dennoch ein Wahrheitswert zukommt, dürfte ebenfalls unbestritten sein. Die systematisch relevante Frage lautet, wie stark sich System und Lebenswelt unterschieden und wo es Überschneidungen zwischen ihnen gab. Oder anders gefragt: Wie groß waren die Autonomiespielräume des Individuums in einer repressiven Organisationsgesellschaft?

Zweifellos ist davon auszugehen, daß das politische System die Dominanz über die Lebenswelt besaß. Das politische System verfügte über alle wesentlichen gesellschaftlichen Ressourcen, legte die Ordnung des gesellschaftlichen Verkehrs fest und besaß die Macht, in jeden gesellschaftlichen Bereich unmittelbar einzugreifen. Auch wenn es immer wieder an Grenzen seiner Zugriffsmöglichkeiten stieß, konnte es seinen Anspruch auf umfassende Kontrolle und Steuerung der Gesellschaft doch in weiten Bereichen einlösen. Das Individuum erfuhr diese Dominanz des Systems als Ohnmacht. In biographischen Interviews, die Dieter Geulen durchgeführt hat, ist von diesen Ohnmachtserfahrungen immer wieder die Rede. Die politisch blockierte Differenzierung der Gesellschaft schlug sich in eingeschränkten individuellen Entfaltungsmöglichkeiten nieder.

Die Folge dieser im politischen, wirtschaftlichen, beruflichen und teilweise sogar im ganz persönlichen Bereich erlebten Einschränkungen lag in der auch nach 1989 noch feststellbaren Neigung der Ostdeutschen, nicht sich selbst, sondern fremde Mächte für das eigene biographische Schicksal verantwortlich zu machen. Während die Westdeutschen dazu tendieren, ihren Lebenslauf als Resultat eigener Anstrengungen zu verstehen, überwiegt im Osten Deutschlands die Fremdzurechnung. Wenn man Individualisierung zum einen als ein Korrelat gesellschaftlicher Differenzierung und der Ausweitung gesellschaftlicher Handlungsspielräume und zum anderen als einen kulturell verankerten Imperativ zur Selbstzurechnung versteht, wird man sagen müssen, daß Prozesse der Individualisierung in der DDR gebremst waren.

Auf der anderen Seite wurden in allen Bereichen der Gesellschaft die Erwartungen des politischen Systems unterlaufen. In Freundeskreisen, in der Nachbarschaft, in der Familie, in den Arbeitskollektiven in den Betrieben formierte sich der Eigensinn der Lebenswelt gegen die Ansprüche des Systems. Und die eigentlich spannende Frage lautet nun, welche Autonomie diese informellen Netzwerke gegenüber den Maßgaben des Systems besaßen.

Es ist klar, daß formelle und informelle Strukturen nicht friedlich-schiedlich nebeneinander bestanden und sich wechselseitig ergänzten, sondern daß es für beide Seiten unbequeme Überschneidungen gab. Das Individuum reagierte auf Übergriffe des Systems in der Regel, indem es sich nach außen hin anpaßte, aber innerlich verweigerte. Die oft beobachtete Schizophrenie des DDR-Bürgers war die Lösung eines Problems, vor dem jeder DDR-Bürger stand: Wie den repressiv vorgebrachten Ansprüchen des politischen Systems gerecht werden, ohne sich selbst zu verleugnen, aber auch ohne sich selbst zu schaden? Anpassung nach außen bei gleichzeitiger innerer Verweigerung war eine Möglichkeit, dem Druck des Systems nachzugeben und gleichzeitig die Würde der eigenen Person für sich selbst zu bewahren. Man tat, was man tat, ja nur gezwungenermaßen, das Innere, man selbst, hatte damit nichts zu tun. So konnte man sich selbst für einen ehrlichen Menschen halten und sich zugleich in der Lüge des Systems einrichten.

Die Seele des Menschen, über die wir hier insgeheim schon verhandelt haben, aber war ein Kampffeld. Auch wenn letztendlich die Anpassung überwog, gingen dem Schritt in die Anpassung doch oft schwere innere Auseinandersetzungen voraus. Es waren vor allem die Einsicht in die eigene Ohnmacht, das Gefühl, nichts wirklich ausrichten zu können, die den Weg in die Anpassung beförderten. Die äußere Anpassung war dabei angesichts der Machtverteilungsverhältnisse eine durchaus rationale Option. Man muß sich für ihre Erklärung nicht um die deutsche Tradition einer unpolitischen Gesellschaft bemühen, wie es teilweise geschieht, oder moralisches Versagen verantwortlich machen. Vielmehr spielte für die Wahl dieser Option vor allem eine Kosten-Nutzen-Kalkulation eine Rolle. In dem Maße, wie Zeit verging und die allgemeine politische Ruhe im System von einer Mehrheit mitgetragen wurde, gewöhnte man sich zwar an die Verhältnisse. Das getroffene Arrangement war aber immer wieder offen für neue Erfahrungen, anhand derer man die Grenze dessen, was man sich zumuten wollte, auch immer wieder überprüfen konnte.

Welches Verhältnis von Anpassung, Verweigerung, Protest, Resistenz, absichtlichem Mißverstehen und Zuwiderhandeln gewählt wurde, fiel individuell natürlich verschieden aus. Dabei war das jeweilige Mischungsverhältnis nicht nur von der jeweiligen politischen Situation abhängig, sondern auch von dem sozio-kulturellen Umfeld, in dem man sich bewegte. Resistenz war im bäuerlichen Milieu und unter Handwerkern sowie in der traditionellen Industriearbeiterschaft stärker ausgebildet als im Bereich der mittleren Angestellten, denen das ökonomische Rückgrat und das ökonomische Interesse an der Bewahrung von Autonomiespielräumen weithin fehlte. Sie war auch stärker ausgebildet in der Ärzteschaft z.B., in der bereits angesprochenen Pfarrerschaft und überhaupt im Bereich der Kirchen, in denen sich widerständige kulturelle Traditionen gehalten hatten. Dies weist darauf hin, daß eine wichtige Bedingung für die Durchsetzung des staatssozialistischen Herrschaftsanspruches in der bereits Ende der vierziger Jahre einsetzenden Umschichtung der Bevölkerungsstruktur und der damit verbundenen Enttraditionalisierung der Gesellschaft bestand.

Ganz gleich, welches Mischungsverhältnis von Arrangement, Verweigerung und Protest man wählte und durch welches Milieu der Sozialisationsprozeß abgestützt wurde, in jedem Falle war der Prozeß der Sozialisation weitgehend abgeschnitten vom öffentlichen Leben. Selbst dort, wo das Individuum eine gewisse Eigenständigkeit aufzubauen vermochte, fehlte ihm daher die Möglichkeit, sich in der Öffentlichkeit zu bewähren und hervorzutreten. Nur im öffentlichen Leben kann man es aber lernen, das Verhältnis zwischen Selbstdurchsetzung und Selbstzurücknahme auszubalancieren. Die Schwierigkeiten, die viele Ostdeutsche nach der Wende hatten, sich in der Öffentlichkeit zu präsentieren und darzustellen, sind Ausdruck dieser von der Öffentlichkeit abgeschirmten Sozialisationsbedingungen. (Beifall)

Gesprächsleiter Ilko-Sascha Kowalczuk: Ich danke unseren drei Referenten für die anregenden Bemerkungen. Ich habe jetzt bereits einige Kollegen aus der Enquete-Kommission auf der Rednerliste. Es beginnt Herr Jacobsen, anschließend Herr Maser.

Sv. Prof. Dr. Hans-Adolf Jacobsen: Liebe Frau Hanke, ich fand Ihre Ausführungen sehr instruktiv, und ich glaube, sie waren ein guter Ausgangspunkt für eine Diskussion, soweit das im Rahmen der Enquete-Kommission möglich ist. Nun wissen wir ja aus unseren historischen Erkenntnissen, in welchem Umfange im Dritten Reich die Deutschen aus Gründen, die ich im einzelnen nicht darlegen möchte, zumindestens bis 1940 bereit und fähig waren, sich mit den Werten und dem System zu identifizieren. Es war nicht nur gespielte Übereinstimmung, die nach 1940 zu bröckeln anfing, als es im Kriege dann anders verlief, als man es sich vorgestellt hatte. In der DDR, das wissen wir, war diese Fähigkeit und Bereitschaft zur Identifizierung um ein vielfaches geringer. Und hier scheint mir, müßte man vielleicht doch noch stärker andeuten einen Aspekt – Herr Dieckmann hat das sehr nett an dem kleinen Beispiel verdeutlicht –, nämlich die weltweite Kommunikation, die Möglichkeiten heute, im Rahmen der Sozialisation sich zu informieren, sich andere Bilder anzusehen und diese Bilder zu vergleichen mit dem eigenen Anspruch. Das heißt, wenn wir den ersten Bereich nehmen – soziale Gerechtigkeit als ein entscheidender Wert –, dann kann man natürlich sagen, gut, die junge Generation hat mehr und mehr, aber auch die ältere, wenn auch langsamer vielleicht, die Kluft zwischen Theorie und Praxis erkennen können, was also nicht stimmte und wie weit der Anspruch nicht realisiert werden konnte. Aber das Schwierige war in jedem Falle, eine geplante sozialistische Persönlichkeit zu entwickeln in einer Phase, in der ja permanent das Gegenbild vorhanden war und immer stärker Einfluß nahm. Wir wissen, aus welchen Gründen die DDR-Führung genauso wie die der anderen kommunistischen Staaten alles versucht hat, Informationen zu blockieren, ich denke nur an die Auseinandersetzungen im Rahmen der KSZE, bei denen das besonders deutlich zum Tragen kam. Man sollte vielleicht den Bereich Medien und weltweite Kommunikation stärker bei der Frage, warum die Sozialisation im sozialistischen Sinne nicht gelungen ist, behandeln.